



Telemachos

Fachbrief über Patenschaften und Mentoring

- Ausgabe Nr. 24/ Dezember 2020 -

[Diese Email im Browser anschauen](#)

In dieser Ausgabe

Editorial

1. Fünf Fragen an... Bernadine Brady: „Mentoring kann bedeuten, Präsenz zu praktizieren“

Während in den USA das Freundschaftsmodell des Mentoring vehement infrage gestellt wird, kann Bernadine Brady vom Kinder- und Familien-Forschungszentrum der UNESCO im irischen Galway nichts erkennen, was dagegen spricht. Im Gegenteil: Die Sozialwissenschaftlerin hat erforscht, wie und warum freundschaftliches Da-sein für Mentees entscheidend sein kann. Dazu berichtet sie u.a. von weiteren günstigen Eigenschaften von Mentoring-Beziehungen, von der Bedeutung von Mentoring für junge Menschen, die sich in pflegerischer Obhut befinden, und von Mentoring als Rahmen, um Mentees an freiwilliges Engagement heranzuführen.

2. Was war: Wenn Mentoring-Welten aufeinander stoßen – beim European Mentoring Summit

Weit über 300 Teilnehmende trafen kürzlich beim 3. European Mentoring Summit zusammen. Darunter eine Forscherin und Koordinatorin aus München, die für den "Telemachos" ein paar zentrale Punkte aus den Keynotes, Sessions

etc zusammengefasst hat.

3. Aufgelesen I: Zum Fest der (Klein)Familie!? Die reduzierte Rolle nichtelterlicher Bezugspersonen in Zeiten der Pandemiebekämpfung

Bald ist Weihnachten - und wenn es dem Geist der Corona-Maßnahmen nach geht, wird es diesmal ein Fest der eher blutsverwandtschaftlich bestimmten Familie. Das wollen zwei Wissenschaftler/innen so nicht einfach stehen lassen.

4. Aufgelesen II: In memoriam Remo Largo: Suchen und ermöglichen, was zu einem Kind passt

Vor zwei Jahren haben wir den berühmten Kinderarzt und Forscher Remo Largo interviewt. Nun verstorben, fassen wir sein Vermächtnis zusammen, was ein gutes Aufwachsen von Kindern und die Bedeutung von Patenschaften anbelangt.

Vorschau

Impressum

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

wie vielfältig Mentoring und Patenschaften sein können, aber auch wie gegensätzlich: Beim European Mentoring Summit konnte man es kürzlich erleben.

An einem Tag zum Beispiel trug die bekannteste Mentoring-Forscherin aus den USA ein Tandem-Konzept zu Grabe, das allein auf freundschaftliche Verbundenheit baut. Zu wenig wirksam, zu unspezifisch, lautet die Diagnose, über die wir schon berichtet hatten. Um dann zielorientierte Ansätze zu propagieren.

Deutlich wirksamer, seien sie besser geeignet, die große Problemlast vieler US-amerikanischer Mentees anzugehen.

Am nächsten Tag des Summits, eine andere Keynote, mit einem Forscher, der in Europa als erster Mentoring nach dem Freundschaftsmodell evaluiert hatte.

Sein Zugang dazu ist ganz anders. Mit dem, was er und seine Kollegin, die

gleich im Interview mehr darüber berichtet, „Präsenz-Ansatz“ nennen, vertieft er eher die Bedeutung der bloßen Zuwendung für den oder die Mentee.

Geht es eher ums Da-sein, Offen-sein – oder ums gezielte Intervenieren?

Dieser Gegensatz spielt auch eine Rolle in einer kurzen Zusammenschau des Summits, für die wir eine Forscherin und Praktikerin aus München gewonnen haben. Und er bildet den Hintergrund dafür, dass wir nochmals an Remo Largo und seine Vorstellung eines guten Aufwachsens erinnern. Der Schweizer Entwicklungspädiater, vor zwei Jahren hier mit einem Interview vertreten, ist kürzlich verstorben.

Und dann ist da ja noch – Weihnachten. Das Fest der Familie, dieses Jahr im kleinsten Kreis. Ein Umstand, der, so finden zwei Wissenschaftler, deren kritische Analyse wir kurz vorstellen, nicht zu den vielen erweiterten Formen von fürsorglichem Zusammenhalt passt, Patenschaften und Mentoring zum Beispiel.

*Wo und wie auch immer Sie die Fest- und die anderen freien Tage verbringen:
Schöne Zeit und gute Gesundheit wünscht Ihnen*

Telemachos



1. Fünf Fragen an... Bernadine Brady: „Mentoring kann bedeuten, Präsenz zu praktizieren“

Learning to walk: So lautet der Titel eines Vortrags, der im Jahr 2005 vorstellte, was eine erste Evaluation des Big Brothers Big Sisters Programms in Irland ergeben hatte. Die Referentin und Ko-Autorin der Evaluation, Dr. Bernadine

Brady, ist seither der Erforschung des Mentorings treu geblieben. Das belegen nicht nur viele Publikationen, sondern auch die Gründung des Global Youth Mentoring Network, die die Sozialwissenschaftlerin mit anschob. Einerseits ist sie Dozentin an der School of Political Science & Sociology an der National University of Ireland in Galway, andererseits Senior Researcher des UNESCO Child and Family Research Centre ebendort. Ihr Forschungsinteresse gilt der Sozialökologie und der Frage, wie Familie, Schule und öffentliche Angebote die Entwicklung junger Menschen beeinflussen.

Telemachos: Es fiel uns schwer, Fragen auszuwählen, haben Sie doch bereits viele spannende Aspekte des Mentoring untersucht. Beginnen wir mit der Studie über das Big Brothers Big Sisters Programm in Irland. Vor über zehn Jahren durchgeführt, war es wohl die erste Studie eines europäischen Jugendmentoring-Programms, die den Goldstandard der empirischen Forschung anwendet. Wie sind Sie vorgegangen, was waren die Ergebnisse und was haben Sie daraus gefolgert?

Bernadine Brady: „Ja, wir evaluierten das irische Big Brothers Big Sisters Programm mit Hilfe einer randomisierten kontrollierten Studie. Eingeteilt in eine Interventionsgruppe mit Mentoring und eine Kontrollgruppe ohne, wurden 164 junge Menschen im Alter von zehn bis vierzehn Jahren mit standardisierten Methoden befragt, und zwar zu vier Zeitpunkten über einen Zeitraum von zwei Jahren. Dabei ging es uns um vier Dimensionen: emotionales und mentales Wohlbefinden, Bildung, Risiko- und Problemverhalten sowie Beziehungen und soziale Unterstützung.

Die Ergebnisse zeigen: Die Mentoring-Intervention war wirksam in Bezug auf emotionales Wohlbefinden und soziale Unterstützung. Die Kernaussagen der Studie lauteten wie folgt:

- Jugendliche mit einem/einer Mentor/in waren hoffnungsvoller und hatten ein größeres Gefühl der Wirksamkeit in Bezug auf die Zukunft als Jugendliche ohne Mentor/in.
- Junge Menschen mit Mentor/in fühlten sich insgesamt besser unterstützt als solche ohne Mentor/in.

- Eltern von Jugendlichen mit Mentor/in bewerteten das prosoziale Verhalten ihrer Kinder positiver als Eltern von Jugendlichen ohne Mentor/in.

Auch zeigten sich positive Veränderungen, was soziale Akzeptanz anbelangt, ebenso in Sachen Verbundenheit mit der Schule, Pläne für Schul- und College-Abschluss und Drogen- und Alkoholkonsum. Allerdings waren diese Trends nicht signifikant, ebenso wenig wie bei Fehlverhalten und schulischer Wirksamkeit.

Was die Effektgröße zum letzten untersuchten Zeitpunkt 4 betrifft, konnten wir eine Übereinstimmung mit dem feststellen, was z.B. 1995 die Studie von Tierney et al. über Big Brothers Big Sisters in den USA erbrachte (siehe [hier](#)). Anders als dort, zeigte sich bei uns jedoch noch ein unerwartetes Ergebnis: Die Effekte der Intervention waren bei Welle 2 (also nach zwölf Monaten) und 3 (nach 18 Monaten) viel stärker als bei Welle 4 (nach 24 Monaten).

Dies war ein Trend, der uns Rätsel aufgab. Nach der bisherigen Forschungslage war anzunehmen, dass die Effekte umso stärker werden, je länger die Tandems andauern. Eine mögliche Erklärung ist: Unsere Daten zeigen, dass sich Mentoring-Tandems tendenziell seltener treffen, je länger sie sich kennen. Treffen sie sich dagegen häufiger, könnte das, wie auch andere Studien beweisen, mit besseren Ergebnissen einhergehen. Aus der Perspektive der Praxis gesehen, sollte daher stärker darauf geachtet werden, dass die Tandems häufiger aufeinander treffen.“



Telemachos: Vor kurzem haben Sie und Ihre Kollegen eine Studie über ein Mentoring-Programm für junge Menschen, die in einer Pflegefamilie leben oder pflegerische Obhut gerade verlassen, veröffentlicht. Nun könnte man fragen: Sind diese jungen Menschen nicht so gefährdet, dass sie vor allem professionelle Hilfe brauchen? Was sind theoretisch gute Gründe, es trotzdem zu versuchen? Und was waren die empirischen Ergebnisse?

Bernadine Brady: „Sie haben recht, wie weithin bekannt, sind die Bedürfnisse junger Menschen, die in pflegerischer Obhut sind, oft komplex und umfangreich. Während diese oft formale Unterstützung wie Psychotherapie oder Sozialarbeit erfordern, kann es gleichwohl einen bedeutenden Unterschied im Leben dieser jungen Menschen machen, wenn sie informell durch einen vertrauenswürdigen Erwachsenen sozial unterstützt werden.

In unserer eigenen ursprünglichen Studie mit betroffenen jungen Menschen in Irland fanden wir nun Folgendes heraus: Was sie von ihren Mentoren und Mentorinnen erfuhren, war für sie eine andere Art der Unterstützung, als sie sie aus Sozialarbeit oder auch von Familie und Freunden kannten. Sie sahen den Wert des Mentors oder der Mentorin darin, dass er/ sie 'außerhalb' ihres täglichen Lebens steht. Dabei beschrieben sie die Figur als vertrauenswürdige/r, weiser/m Erwachsener/m, mit dem/der man auf eine Art und Weise sprechen kann, wie sie es mit anderen in ihrer Welt nicht möglich ist.

So kann der Mentor oder die Mentorin als 'soziales Ventil' fungieren, indem er/sie ein Ohr anbietet und nicht wertend zuhört, was es dem oder der Mentee ermöglicht, sich voll und ganz auszudrücken. Diese Entlastungsfunktion, außerhalb der formellen Dienstleistungssysteme angesiedelt, kann für junge Menschen in Pflege ein Gewinn sein. Die Jugendlichen beschrieben, wie ihnen dieses Ventil geholfen hat, produktivere Bewältigungsstrategien zu entwickeln, sei es zu Hause, in der Schule und mit Gleichaltrigen.

Eine der Theorien, auf die wir uns stützen, ist die Relational-kulturelle Theorie (Relational-Cultural Theory). Gesunde enge Beziehungen sind demnach der Schlüssel zu Wohlbefinden, Bewältigung und Gedeihen im Laufe des Lebens. Man kann argumentieren: Eine unterstützende, wachstumsfördernde Beziehung zu einem erwachsenen Mentor hat das Potenzial, jungen Menschen in pflegerischer Obhut ein reibungsloseres und konfliktärmeres Zusammenspiel der verschiedenen Aspekte ihres Lebens zu ermöglichen, die ihnen Schwierigkeiten bereiten können.

Eine der Studien-Teilnehmerinnen war Lily. Vierzehn Jahre alt, lebte sie in einer Pflegefamilie, die aus ihrer Tante, ihrem Onkel und drei 'verrückten' Cousins bestand. Da es im Haus so chaotisch zugehe und sie ihre Mutter oder ihren Vater nicht sehen könne, sagte sie, sie schätze es, sich mit ihrem Mentor zu treffen, um über ihre Gefühle bezüglich ihrer Familiensituation zu sprechen. Das habe ihr wiederum geholfen, mit dem umzugehen, was in ihrem Leben passiert. Lily sagte, sie habe es mit einer Beratung versucht, aber es habe nicht funktioniert, weil ihr nicht wohl dabei war, in so einem formelleren Rahmen über ihre Gefühle zu sprechen.

Die Tandem-Beziehung, die sie eher als eine Freundschaft erlebte, machte es ihr leichter, zu erzählen. Lily beschrieb, wie sie aufgrund der Unterstützung, die sie von ihrem Mentor erhält, in der Lage war, schwierige Situationen, ob in ihrer Schule und in ihrer Familie, in einem klareren Geisteszustand anzugehen.“

Telemachos: Wie Sie eben schon andeuten, ließen Sie sich in Interviews von den Jugendlichen erzählen, wie genau Mentoring sie unterstützt, was für sie gut daran war. Was sagen die Mentees, welche Merkmale der Beziehung oder des Mentors, welche Dynamiken und Prozesse waren für sie entscheidend? Was

lässt sich daraus für die Praxis ableiten?

Bernadine Brady: „Den Jugendlichen gefiel, dass ihre Mentorinnen und Mentoren entspannt waren, ähnliche Interessen hatten, kompatible Persönlichkeiten waren und nicht wertend waren. Einfühlungsvermögen zeigen, ehrlich und authentisch sein, das war ihnen ebenfalls wichtig. Eine Sache, die die jungen Leute wirklich schätzten, war, wenn die Mentorinnen und Mentoren die Handlungsfähigkeit und Autonomie der Mentees unterstützten und diese ermutigten, selbst Entscheidungen zu treffen.

Dieser Stil steht im Einklang mit dem relationalen Mentoring-Modell von Fletcher & Ragins (2007, S. 375 [hier](#)). Hier hat die Mentorin/ der Mentor keine 'Macht über' den/die Mentee hat, sondern 'Macht mit' und 'Macht für' den Mentee ausübt. Junge Menschen identifizierten diesen nicht-direktiven Ansatz als ein entscheidendes Element des Mentoring, weil er ihnen den Raum und das Rüstzeug gab, um ihre Gefühle zu artikulieren und Maßnahmen zu ergreifen, mit denen sie ihre eigenen Probleme selbst angehen können. Das folgende Zitat, in unserer Studie geäußert von der 21-jährigen Rachel, bringt dies wirklich auf den Punkt:

'Sie haben einen Weg, sie hören zu, wobei dir als Kind sonst jeder nur seine Perspektive entgegen schreit, aber sie setzen sich tatsächlich hin, sie hören dir und deiner Perspektive einfach zu und sie entmutigen dich nicht, nur weil du ein Kind bist oder weil du nicht weißt, worüber du sprichst... Sie machen dich nicht klein, das ist wohl die beste Beschreibung. Sie behandeln dich einfach wie jeden anderen normalen Menschen. Sie stellen das Für und Wider vor, und sie drängen dich buchstäblich dazu, aber du triffst die Entscheidung selbst, sie werden dir alle Informationen geben, die du brauchst, um diese Entscheidung zu treffen, und dich dann ermutigen, diese Entscheidung zu treffen... und sie werden nicht aufhören, bis du diese Entscheidung getroffen hast.'

Mentoring-Programme sollten, wenn sie Freiwillige anwerben, auf deren Orientierungen und Veranlagungen achten. So können sie sicherstellen, dass Freiwillige nicht zu übereifrig sind in ihrem Wunsch, den jungen Menschen zu 'verändern'. Wir haben festgestellt, dass die besten Mentoren diejenigen sind, die sich als Freund des jungen Menschen verstehen.“

Telemachos: Wie Sie in einem Artikel erklären, kann man Mentoring als eine Intervention zur Lösung des Problems eines Mentees verstehen und so praktizieren. Oder aber, andere Möglichkeit, lässt es sich als Gelegenheit begreifen und leben, dass jemand einfach für einen anderen da ist. Was sagen Sie zu beiden Ansätzen? Jeder, der den Diskurs in den USA verfolgt, könnte denken, dass es nur um eine Intervention gehen kann, denn das erweist sich als viel effektiver.

Bernadine Brady: „Ich selbst und mein Kollege Pat Dolan haben kürzlich ein Buchkapitel veröffentlicht, in dem wir Mentoring im Sinne von Andries Baarts Konzept der 'Präsenz' diskutieren. Was viele Fachleute im Gesundheits- und Sozialwesen gewöhnlich praktizieren, beschreibt Baart als 'Interventionsansatz', der Prozesse des Screenings, der Einordnung und der Intervention umfasst.

Obwohl es manchmal notwendig ist, ihn einzusetzen, so argumentiert er, übersieht dieser Zugang den persönlichen und beziehungsorientierten Aspekt der Betreuung, der Mitgefühl, Fürsorge und Unterstützung einschließt. Deshalb stellt Baart eine, wie er es nennt, andere Art des Umgangs mit sozialen Problemen vor, die er als 'den Präsenz-Ansatz' bezeichnet.

Diese Konzeptualisierung bedeutet: Die Fachkraft oder der Freiwillige 'ist für andere da', ohne sich direkt auf die Problemlösung zu konzentrieren. Ausgehend von der Arbeit von Baart, aber auch Kuis et al. (2015) entwickelten wir vier Kernmerkmale eines Präsenz-Ansatzes im Mentoring für junge Menschen.

Mentorinnen und Mentoren als Präsenzpraktiker

1. sind für den jungen Menschen da, nehmen sich Zeit, sie kennenzulernen, hören ihnen aufmerksam zu.
2. sind bereit, ihr eigenes Selbst zu teilen, sich zu entspannen, authentisch zu sein.
3. haben keine feste Agenda bezogen darauf, was die Bedürfnisse des Jugendlichen sind. Sie reagieren intuitiv auf das, was der/die Jugendliche aufbringt. Obwohl sie nicht problemorientiert sind, kann ihr Engagement zur Problemlösung führen.

4. konzentrieren sich auf Stärken, sind nicht wertend und nicht kritisch, bemühen sich, die grundlegende Würde der Person zu bekräftigen.

Sarah zum Beispiel war ein junger Mensch, der im Alter von zwölf Jahren aus Uganda nach Irland kam. Mit ihrer Mentorin Ciara traf sie sich jede Woche, jahrelang. Als sie Vertrauen zu Ciara entwickelte, konnte Sarah sich ihr gegenüber öffnen, was die Herausforderungen in der Schule betraf. Ciara half ihr, besser verständlich Englisch zu sprechen und sich für einen Bildungsweg zu entscheiden. Die Mentorin reagierte auf Probleme, die in Sarahs Leben auftraten, und bot bei Bedarf Hilfe an.

Die Unterstützung, die Sarah erhielt, kam also zur rechten Zeit und war auf die Bedarfe zugeschnitten, die das Mädchen selbst identifiziert hatte. Ausgehend vom 'Interventions-Ansatz', hätte man von Ciara erwartet, dass sie Sarahs Problem diagnostiziert und eingreift, um es zu lösen. Stattdessen wurden Sarahs Bedürfnisse organisch durch Ciaras 'Präsenz' in ihrem Leben angesprochen.

Baarts Theorie ist für unser Verständnis von Jugendmentoring relevant, weil sie die Wichtigkeit qualitativ hochwertiger Beziehungen hervorhebt. Doch ist die Bedeutung der Präsenz in Mentoring-Beziehungen nicht selbstverständlich. Sie kann gefährdet werden, wenn Ansätze auf direkte positive Ergebnisse und zentrale Leistungsindikatoren fixiert sind, um eine kontinuierliche Unterstützung der Geldgeber zu rechtfertigen.“

Telemachos: Sie arbeiten auch an der Frage, wie marginalisierte junge Menschen dazu ermutigt werden können, sich zu engagieren und an der sozialen und politischen Gemeinschaft teilzunehmen. Was haben Sie herausgefunden? Welche Formen, Wege und Strategien sollten Mentoring-Programme berücksichtigen?

Bernadine Brady: „Ja, in der Tat, bürgerschaftliches Verhalten und Engagement von Jugendlichen war ein Schwerpunkt meiner Forschung. Im Laufe der Jahre habe ich mich beim Mentoring gefragt, wie es ein Katalysator für staatsbürgerliches Verhalten von Jugendlichen sein kann. Offensichtlich sind erwachsene Mentoren ehrenamtlich tätig, so dass dies ein klarer Ausdruck von bürgerschaftlichem Verhalten ist. Aber was mich erstaunte, war die Zahl der

Mentees, die darüber sprachen, wie ihr soziales Kapital und ihr bürgerschaftliches Verhalten zugenommen haben, seit sie beim Big Brothers Big Sisters-Programm (BBBS) beteiligt waren.

Ein Beispiel: Rachel betreut jetzt die neu ankommenden Studierenden an ihrem College, weil sie wollte, dass andere in der gleichen Weise wie sie vom Mentoring profitieren. Oder Edel: Die ehemalige Mentee hat auf nationaler Ebene innerhalb von Foróige, der Organisation, die das BBBS-Programm in Irland betreibt, eine Führungsrolle übernommen, nachdem sie viele Gelegenheiten erhalten hatte, entsprechende Fähigkeiten zu entwickeln, sei es im Rahmen von Schulungsprogrammen oder bei der Vertretung der Organisation bei einer EU-Veranstaltung in Brüssel.

Wie ihr Beispiel veranschaulicht, ergab unsere Untersuchung, dass das Mentoring-Modell des Foróige BBBS-Programms in Irland über die Eins-zu-eins-Beziehung hinausgeht. Denn es führt junge Menschen in eine Reihe von verbindenden und überbrückenden sozialen Netzwerken ein. Netzwerke mit Menschen, die sie als befähigend und unterstützend empfanden, darunter Gleichaltrige, erwachsene Freiwillige und professionelle Jugendarbeiter. Viele der jungen Menschen sprachen auch davon, dass ihr erwachsener Mentor oder ihre Mentorin als Vorbild für zivilgesellschaftliche Werte dient und dass sie hoffen, ihnen nacheifern zu können.

Insofern stimmen wir mit der Aussage von Liang et al. (2013, S. 258 [hier](#)) überein, die eine Verschiebung im Bereich des Mentoring vorschlugen – eine Abkehr weg 'von einem 'therapeutischen' Ansatz, bei dem die einzelnen Jugendlichen die Ziele der Intervention sind, hin zu einem stärker transformierenden Ansatz, bei dem Mentor/innen und Jugendliche kooperative Partnerschaften schmieden, die eine positive Entwicklung junger Menschen auf individueller und gesellschaftlicher Ebene fördern'.

Bei Mentoring-Programmen kann dies beinhalten, Möglichkeiten zu erforschen, wie die Mentorin oder der Mentor den jungen Menschen in soziale und gemeinschaftliche Netzwerke einbinden kann, in denen er Freundschaften knüpfen, eine Vielzahl von Menschen treffen und möglicherweise gesellschaftlich wertvolle Rollen übernehmen kann. Wenn diese Netzwerke auf den Interessen des jungen Menschen basieren, ist es wahrscheinlicher, dass die sozialen

Bindungen auch in Zukunft tragfähig sind.“

Zum Nachlesen:

Bernadine Brady, Pat Dolan: Mentoring Young People in Care and Leaving Care: Theory, Research and Practice, London 2020 [hier](#).

Charlotte Silke, Bernadine Brady, Pat Dolan: Relational dynamics in formal youth mentoring programmes: A longitudinal investigation into the association between relationship satisfaction and youth outcomes. In: Children and Youth Services Review. 104/ 2019.

Bernadine Brady, Pat Dolan: A Guide to Youth Mentoring: Providing Effective Social. London 2012.

Pat Dolan, Bernadine Brady et al: Big Brothers Big Sisters (BBBS) of Ireland: Evaluation Study Report 3. 2011 [hier](#)



2. Was war:

Wenn Mentoring-Welten aufeinander stoßen – beim European Mentoring Summit

Nach Berlin, wo im Jahr 2018 der zweite European Mentoring Summit mit 180 Teilnehmenden stattfand, war Barcelona an der Reihe. Sie ahnen es, die Veranstalter hatten Pech: Erst organisierten sie einen analogen Summit und nach dessen zweifacher Absage ein digitales Event. Aber das mit beachtlichen Zahlen, wie Tina Braun berichtet. Die Psychologin, die u.a. an der Universität der Bundeswehr München zu Patenschaften und Mentoring forscht (siehe [hier](#)) und dort zugleich das Balu und Du-Programm koordiniert, war mehrere Tage dabei und gibt exklusiv für den „Telemachos“ einige Einblicke, welche Lektionen für die Praxis wichtig sind. Hier ihr Bericht:

Im Oktober fand der dritte European Mentoring Summit statt. Aus der für März geplanten Zusammenkunft in Barcelona wurde ein digitales Treffen, welches die Möglichkeiten der digitalen Welt wunderbar ausgenutzt hat. So nahmen zum Beispiel mehr als 350 Personen aus 28 Ländern teil, und der europäische Austausch wuchs zu einem internationalen Zusammenkommen.

Einer Nachricht begegnete man im Laufe der Woche immer wieder: Die Mentoring-Gemeinschaft ist groß, stark und bedeutsam! Wir könnten noch viel selbstbewusster auftreten und unsere Interessen vertreten. Vor allem in der Abschlussveranstaltung trat dies sehr klar hervor, als Sylvie Guillaume, Mitglied des Europa-Parlaments, ihre Bewunderung und Begeisterung für die Arbeit der Mentoring-Programme kundtat.

Im sogenannten Philanthropic Track und bei einer Panelsitzung gab es konkretes Feedback von privaten Geldgebern (Stiftungen und Firmen), wie wir uns bestmöglich verkaufen können. Dort wurde genannt, dass es besonders wichtig ist, folgende Frage zu beantworten: Was ist das konkrete Problem, das das Mentoringprogramm angehen möchte? Anschließend sollte man so konkret wie möglich die Umsetzung beschreiben und im Idealfall mit Wirknachweisen abschließen.

Konkrete Fallbeispiele und Anekdoten helfen hier, trotz Fakten anschaulich zu bleiben. Am wichtigsten ist jedoch, dass man stets kurz und klar beschreibt. Hier wurde der sogenannte Elevator Pitch als Beispiel genannt: Man muss in der Lage sein, das eigene Programm im Zuge einer Fahrstuhlfahrt zu beschreiben. Bis man diesen Punkt erreicht, erfordert es viel Übung. Aber die Mühe lohnt sich! Denn der Elevator Pitch ist nicht nur geeignet, potenzielle Geldgeber zu überzeugen, sondern kann mindestens genauso gut in der täglichen Arbeit bei der Mentorengewinnung Erfolg haben!

Ein weiteres wiederkehrendes Thema war der Vergleich zwischen Mentoring in Europa und den USA. Es ist immer noch so, dass ein Großteil der Forschung zu Mentoring in den USA stattfindet. Aber wir Europäer sind hier am Aufholen. Und dabei zeigt sich, dass die beiden Bereiche oft nicht gleichzusetzen sind.

Mentoring in den USA hat seltener präventiven Charakter, sondern wird eher als Intervention verstanden. So wird Mentoring dort zum Beispiel genutzt, um für

fehlende sozialstaatliche Maßnahmen zu kompensieren. Es ist außerdem bekannter und die Programme sind größer. Das hat zur Folge, dass die dortigen Erkenntnisse zwar ein guter Ausgangspunkt für uns sein können, wir aber nicht alles blind übernehmen sollten.

Das bringt mich zu meinem letzten Punkt: Kein Mentoring-Programm ist wie das andere. Eine Strategie, die für das eine Programm genau richtig ist, kann für das nächste völlig falsch sein. Der Austausch zwischen den vielen Programmen hat gezeigt, dass viele Unterschiede sehr wohl überlegt sind, da sie auf den lokalen Gegebenheiten und Zielen beruhen.

So wurde zum Beispiel für die Mentoren-Akquise empfohlen, die Bewerbung so einfach wie möglich zu gestalten. Für manche Programme wird das passen. Ich persönlich baue bewusst eine Hürde ein, quasi als kleiner Einstellungstest für die Mentoren. Und das Programm Buddy geht so weit, dass sie ein monatelanges Auswahlverfahren haben, da ihre Mentoren eine absolut verlässliche Stütze für mindestens drei Jahre sein müssen. Die best practices sind ein guter Ausgangspunkt, vor allem für neue Mentoring-Programme. Aber sie sind nicht in Stein gemeißelt und nie in jeder Situation die einzig wahre Lösung.

Zum Nachlesen: Wenn eine Dokumentation des 3. European Mentoring-Summit erschienen ist, werden wir darauf hinweisen. Aber schon jetzt finden sich viele Videoaufnahmen der Keynotes etc. [hier](#).



3. Aufgelesen I:

Zum Fest der (Klein)Familie!? Die reduzierte Rolle

nichtelterlicher Bezugspersonen in Zeiten der Pandemiebekämpfung

Können Sie genau angeben, ob und wie umfangreich die Corona-Pandemie auch Patenschafts- und Mentoringbeziehungen beeinflusst hat? Was sind die Zusammenhänge:

Weniger real gemeinsam verbrachte Zeit = losere Beziehungen, eher auseinanderfallende Tandems?

Besondere, gefährliche Umstände = stärkerer Zusammenhalt, auch durch neue digitale Kommunikationswege?

Führt Corona bestehende Tandems eher enger zusammen oder auseinander?

Wahrscheinlich gibt es dazu bislang nur gefühlte Statistiken oder Tendenzen. Nachgewiesen ist aber, dass der Austausch zwischen Kindern und ihren Großeltern erheblich eingeschränkt und vielleicht beeinträchtigt wurde. Nicht zuletzt wegen der zwar wohl widerlegten, aber folgenschweren Annahme, Kinder seien „stille Superspreeder“.

Zwei Medizinhistoriker geben (in der zweiten Dezember-Woche) in einem Essay auf FAZ.net jetzt dazu zu bedenken: Diese „familiäre Distanzierung“ könne sich womöglich zu „einem langfristigen Trend mit familienpolitisch schwer zu überblickenden Folgen“ auswachsen. Was die Wissenschaftler/innen einbringen, ist auch relevant für die Mentoring-Szene, zumindest wenn die Patinnen und Paten enge Bezugspersonen sind.

Auffallend an den Geboten der Kontaktvermeidung sei: Sie beruhen auf einem eigentlich überholt geglaubten Bild der Kernfamilie: Mutter, Vater, Kind, alle in einem Haushalt, sind wieder die entscheidende Einheit. Gesellschaftlich gesehen, sei das „hochproblematisch“:

„Zum einen entsprach und entspricht die absolute Konzentration auf die Kleinstfamilie zu keiner Zeit den vielgestaltigen Formen und Aufgaben, die Familie für eine gelingende Gesellschaft und das Wohlbefinden des Einzelnen hat. Zum anderen blendet dieses auf Blutsverwandtschaft und geteilten Wohnraum

abhebende Familienbild alle nicht-verwandtschaftlichen Konstellationen der emotionalen Bindung und Verantwortungsübernahme füreinander aus.“

Und das, so die Autoren, obwohl das familienpolitische Leitbild schon länger der Philosophie der afrikanischen Weisheit folge, es brauche ein ganzes Dorf, um Kinder großzuziehen. So sei längst anerkannt, dass Kinder und Jugendliche in soziale Geflechte der weiteren Familie, der Nachbarn und der Freunde etc. eingebunden sein müssten. Das gelte erst recht angesichts der aktuell „längst in Umfragen messbaren Verwerfungen im Familienleben“, die aus Überlastung resultieren.

Zu Weihnachten soll es nun Corona-regeltechnisch eine Ausnahme geben – als seien Feiertage, lautet die Kritik, das Entscheidende und nicht der Alltag.

Bezogen auf familiäre Strukturen wünschen sich die Autoren, man möge „der wirkungsvollen Schreckens- und Verbotsrhetorik der vergangenen Monate kommunikativ nun vermehrt auf rationale Ermöglichungsräume unter längerfristigen pandemischen Bedingungen setzen“.

Statt eine strikte physisch-räumliche Trennung anzupeilen, gelte es „auf wirksame persönliche Schutzmaßnahmen in Gemeinschaft zu setzen“. Da die Distanz-Vorkehrungen, allen bald beginnenden Impfungen zum Trotz, noch etliche Monate aufrechterhalten werden wird, sei das gerade für Kinder notwendig. Schließlich seien für sie solche Zeiträume „unüberschaubar lang“.

„Jüngere Kinder sind zum Aufbau und zur Verstetigung von Vertrauen und emotionaler Nähe auf 'echte' persönliche Kontakte angewiesen. Telefonate, Zoom-Konferenzen und Päckchen von Großeltern oder Patentanten und -onkeln ersetzen langfristig nicht das physische Zusammentreffen.“

Zum Nachlesen:

Heiner Fangerau und Maria Griemert: *Familie ist mehr!* FAZ.Net am 5.12.2020 [hier](#)



Aufgelesen II:

In memoriam Remo Largo: Suchen und ermöglichen, was zu einem Kind passt

Dass ein Wissenschaftler gleich mit einem Geständnis beginnt, wenn er über seine Erkenntnisse spricht, ist selten. Bei Remo Largo war es so. Vor zwei Jahren, als er dem „Telemachos“ ein Interview gab – für einen Bestseller-Autor und „Erziehungspapst“ nicht selbstverständlich –, räumte er freimütig ein:

„Die Bedeutung der Bezugspersonen außerhalb der Familie ist mir erst im Laufe der Jahre aufgegangen.“

Am 11. November ist der Schweizer gestorben, und wir wollen kurz an sein Vermächtnis erinnern, was die gute Entwicklung von Kindern betrifft, aber auch die Bedeutung von Patenschaften, wie er sie in unserem Interview erläuterte, nachzulesen hier in Ausgabe Nr. 11.

„Das Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht“: Dieses chinesische Sprichwort soll er häufig erwähnt haben, um eine Einsicht aus seinen Langzeitstudien darzustellen, für die der Entwicklungspädiater die Lebensverläufe von Menschen über viele Jahrzehnte studiert hat.

Soll heißen: Kinder haben und finden ihre eigenen Wege – wenn man sie lässt und dabei unterstützt. Mit Leistungsdruck und „Förderwahn“, wie er es nannte, war für ihn das Unglück vorprogrammiert. Statt Kinder dazu zu treiben, sich der Umwelt anzupassen, sollte es umgekehrt sein: Die Umwelt sollte anbieten, was zu Kindern passt (und zu allen anderen Menschen auch). Die vielen Jungen und

Mädchen, die der Kinderarzt versorgte, weil sie schulische oder elterliche Anforderungen quälten, hatten ihn das gelehrt.

So sah er denn auch die Rolle von Patinnen und Mentoren: Mögen sie suchen, was der junge Mensch kann, was ihm Freude macht, wo er im Element ist. Und besonders wichtig: Sich nur ja nicht zum Vollstrecker der Aufträge machen, die etwa die Schule formuliert!

„Für mich bestehen die Aufgaben für Patinnen und Paten darin, eine vertrauensvolle Beziehung mit dem Kind einzugehen und das Umfeld des Kindes so zu gestalten, dass es möglichst selbstbestimmt die Erfahrungen machen kann, die es für seine Entwicklung braucht. Und dazu gehören auch andere Kinder.“

Konkrete Vorstellungen hatte Remo Largo, wie Patenschaften zu gestalten seien: Zeitlich sollte sie sich über drei Jahre hin ziehen, zum Abschluss sollte es immer ein Gespräch geben.

Dass Patenschaften wichtig sind, verdeutlichte er an seiner eigenen Kindheit: Als Junge konnte er jeden Nachmittag im Dorf umherstreunen, wo er alle möglichen erwachsenen Bezugspersonen finden konnte. Ein Entwicklungsfeld, das es heute so für viele Kinder nicht mehr gibt, schon gar nicht in der Stadt.

Zum Nachlesen:

Ein Portrait und eine Einführung in die Gesellschaftskritik, die er zuletzt ausgehend von seinen Studien entwickelte, finden sich etwa in ZEIT online [hier](#).

Last but not least

... sind wir gespannt, was das nächste Jahr bringt... Guten Rutsch und gutes Ankommen darin!

Impressum

Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften e.V.,
Fehmarner Str. 12, 13353 Berlin

Tel.: 030 22 06 35 26, Mobil: 0172 599 43 48,

Mail: info@kipa-berlin.de

www.kipa-berlin.de

Vorstand: Florian Amoruso-Stenzel, Stefanie Corogil, Dr. Kerstin Falk,

Vereinsregisternummer: VR 31514

Steuernummer: 27/673/53968

Autor: Bernd Schüler

Redaktion: Gloria Amoruso, Florian Amoruso-Stenzel, Bernd Schüler

Mail an die Redaktion: telemachos@kipa-berlin.de

Foto: Mentoring.org. Design: Eva Lisette Zahneissen, mail@edelconfetti.de

Der Fachbrief 'Telemachos' wird über die 'Aktion Zusammen wachsen' des Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben in Köln finanziert.



Gefördert vom:



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend